

Thomas Chatterton Williams
Selbstporträt in Schwarz und Weiß

Thomas Chatterton Williams ist Kulturkritiker und Autor, er schreibt für das *New York Times Magazine*, *The New Yorker* und ist Kolumnist beim *Harper's Magazine*. Er hat den Berlin Prize erhalten und ist Board Member der American Academy in Berlin und des Einstein Forum. Er lebt mit seiner Frau und seinen zwei Kindern in Paris.
Titel der Originalausgabe: »Self-Portrait in Black and White. Unlearning race«.
Copyright © 2020 Thomas Chatterton Williams

Edition
TIAMAT
Deutsche Erstveröffentlichung
1. Auflage: Berlin 2021
© Verlag Klaus Bittermann
www.edition-tiamat.de
Druck: cpi books
Buchcovergestaltung: Felder Kölnberlin Grafikdesign
Coverfoto: © Christopher Anderson
Magnum Photos /Agentur Focus
ISBN: 978-3-89320-270-6

Thomas Chatterton Williams

**Selbstporträt in
Schwarz und Weiß**

Unlearning Race

**Aus dem Englischen übersetzt
von Dominik Fehrmann**



**Critica
Diabolis
288**

**Edition
TIAMAT**

*Für Marlow und Saul, die mich neue
Sichtweisen gelehrt haben*

»Man hatte sich an die Dinge zu halten, auf die es ankam. Auf den Toten kam es an, auf das neue Leben kam es an; aber Schwarz und Weiß: darauf kam es nicht an. Zu glauben, dass es darauf ankäme, hieße, in den eigenen Untergang einwilligen.«

James Baldwin, *Schwarz und Weiß*

»Warum Zeit damit vertun, ein Gewissen für etwas zu schaffen, was es nicht gibt? Denn, sehen Sie, Blut und Haut denken nicht!«

Ralph Ellison, *Der unsichtbare Mann*

Inhalt

Anmerkung des Autors – 9

Prolog – 11

TEIL 1

Der Blick von nah und fern – 49

TEIL 2

Heirat über Grenzen hinweg – 75

TEIL 3

Selbstporträt eines Ex-Schwarzen – 119

Epilog

Umriss einer anbrechenden Zeit – 169

Danksagungen – 177

Anmerkung des Autors

In diesem Buch bemühe ich mich, Ausdrücke wie »weiß«, »schwarz«, »*mixed-raced*«, »*biracial*«, »*Asian*«, »*Latino*«, »*monoracial*« (und ihre Synonyme) infrage zu stellen und zurückzuweisen. Dementsprechend habe ich sie oft in Anführungszeichen gesetzt. Um der Lesbarkeit willen habe ich aber auch unsere sprachlichen Konventionen der Beschreibung berücksichtigt und Menschen manchmal auf herkömmliche Weise bezeichnet. Wenn ich jene Ausdrücke ohne Anführungszeichen verwende – wenn ich zum Beispiel von einer schwarzen Mitschülerin oder einem weißen Polizisten rede –, dann deshalb, weil diese Menschen sich selbst so bezeichnen oder so bezeichnet werden. Es bedeutet nicht, dass ich diese Ausdrücke für hilfreich, zutreffend oder wahr hielt. Außerdem habe ich die Namen und Beschreibungen bestimmter Personen geändert, die bei unseren Begegnungen nicht wissen konnten, dass sie es mit einem Memoirenschreiber zu tun haben.¹

¹ Da das deutsche Wort »Rasse« eine deutlich negativere, weil stark biologische Konnotation hat und aus historischen Gründen andere Assoziationen weckt als das englische Wort »race«, wurde letzteres in der deutschen Übersetzung beibehalten, wenn es sich auf das spezifisch US-amerikanische Phänomen bezieht. Das gilt auch für die meisten von »race« abgeleiteten Ausdrücke. A.d.Ü.

Prolog

Im Oktober 2013, nach einem späten Abendessen mit amerikanischen Freunden, platzte die Fruchtblase meiner Frau. Leicht benommen vor Euphorie taten Valentine und ich, was wir seit Wochen geplant hatten, und weckten Steve, den Freund ihrer Schwester, der uns tapfer den weiten Weg von unserer Wohnung im 9. Arrondissement im Pariser Norden zur Entbindungsklinik am südlichen Stadtrand fuhr. Gegen zwei Uhr morgens hatten wir die Straßen praktisch für uns allein, und die Route, die Steve nahm, war atemberaubend: von unserer Wohnung den Hügel hinab, vorbei am Gold und grüspanigen Kupfer der Oper, durch den prachtvollen Innenhof des Louvre mit seinen Glaspysramiden und akkuraten Gärten, über die Seine, links aufragend Notre Dame und rechts das Grand Palais und der Eiffelturm, dann die belaubten Boulevards Saint-Germain und Raspail entlang, hinein nach Montparnasse und über die von der Leuchtreklame mehrerer Cafés erhellte Kreuzung, die man aus Hemingways *Ein Fest fürs Leben* kennt.

Ich bin mir der Schönheit oder auch nur der Besonderheit von Paris nicht ständig bewusst. Doch als ich die Stadt in jener Nacht am Fenster vorbeirauschen sah, wurde mir plötzlich klar, dass sie – die bei aller Herrlichkeit nicht die meine ist – die Heimatstadt meiner Tochter sein würde. Es vergingen weitere 24 Stunden, bis Marlow zur Welt kam. Als bei Valentine endlich die Wehen einsetzten, war ich vor Müdigkeit wie betäubt und zu keinem

klaren Gedanken mehr fähig. Nur pure Emotion hielt mich noch wach. Beim vierten oder fünften Pressen schnappte ich einen Fetzen des wahnsinnig schnellen Französischs der Ärztin auf: irgendwas, irgendwas, irgendwas, »*tête dorée* ...« Mein träges Hirn brauchte einen Moment, um die Laute zu verarbeiten. Dann wurde mir schlagartig klar, dass sie den Kopf meiner Tochter sah und uns mitteilte, dass sie *blond* sei. Alles Weitere sind neblige Erinnerungen. Ich erblickte eine Schale mit Plazenta, hörte einen allerersten Schrei und fiel fast in Ohnmacht. Die Schwester eilte mit meinem Kind aus dem Raum, die Ärztin kümmerte sich um meine Frau, und mir blieb nur, durch den leeren Flur zu irren, bis ich die Herrentoilette gefunden hatte, wo ich mich einschloss und heulte wie alle anderen Neugeborenen auf der Station. Abgesehen von den üblichen Einsichten – in eine neue und beängstigende Verantwortung, ins Älterwerden – dämmerte mir auch, dass meine eigene Identität, was immer sie bisher gewesen war, ab jetzt eine andere sein würde. Als ich schließlich mit gewaschenem Gesicht ins Zimmer zurückkam, um meine Tochter kennenzulernen, saugte man ihr gerade Fruchtwasser aus dem Bauch. Ich setzte mich ans Bett meiner Frau und musste hilflos zusehen, wie sich unser Kind ins Leben kämpfte. Als sie schließlich außer Gefahr und ruhig war, reichte die Schwester sie uns. Blinzelnd öffneten sich zwei nachtblaue Augen, von denen ich da schon wusste, dass sie noch deutlich heller werden würden, aber niemals braun. Dieses kostbare, nach Milch und Brust verlangende Wesen ließ etwas in mir pochen, das seither jede Minute in mir pocht: die innigste Liebe, die ich kenne. Gleichzeitig durchzuckte mich, um ehrlich zu sein, so etwas wie Todesangst. *Was hast du bloß getan?*, fragte die Stimme meines Über-Ichs oder einer noch strengeren Instanz aus